

Seite Drei

Doktor Haus

Junge Mediziner interessieren sich wieder mehr für den Hausarztberuf. Warum? Nachfragen bei den Doktoren. Von Jean-Martin Büttner

Daniel Oertle ist Hausarzt, war schon immer Hausarzt, arbeitet wie ein Landarzt mitten in der Stadt, liebt sein Hausarzt-Dasein, bildet seit vielen Jahren junge Hausärztinnen und -ärzte aus, sitzt einem bestens gelaunt in seiner Praxisgemeinschaft gegenüber und gibt einen überraschenden Grund an, warum er diesen Beruf so gern hat.

Wegen der Geschichten, die er von seinen Patienten hört.

Die Geschichte vom scheinbar sorgfältig angezogenen Mann im Nadelstreifenanzug, der in Wirklichkeit völlig verahrlacht war und nicht zugeben konnte, dass er Hilfe brauchte. Von der 44 Jahre alten, schwangeren Frau, deren Tochter er ebenfalls behandelt und die eben die Matur gemacht hatte. Von dem besorgten Herrn, der bei sich ein Burn-out diagnostiziert hatte und der beim Bergsteigen immer mehr keuchte. Er hatte kein Burn-out - aber ein Vorhofflimmern und dadurch eine völlig ungenügende Herzleistung.

Daniel Oertle liebt diese Geschichten. Er will seinen Patienten zuhören und mit wenigen, teilweise einfachen Zusatzuntersuchungen herausfinden, was sich hinter solchen Geschichten verbergen könnte. Um im besten Fall korrigierend einzugreifen. «Ich kann verstehen, dass ein junger Arzt sich spezialisieren will, weil ihn das technisch herausfordert», sagt er. «Aber dauernd Gynäkologe zu sein, Herzchirurg oder Gastroenterologe, das würde mich schrecklich langweilen.»

Der Hausarzt weiss, dass Hausärzte weniger gut bezahlt sind als Spezialisten und dass sie von ihnen oft nicht gleich ernst genommen werden. «Wir Hausärzte sind die Experten für das Allgemeine», sagt er. «Und das gilt in der akademischen Ausbildung weniger als das eng begrenzte Fachwissen der Spezialärzte, das die Studenten scheinbar mehr beeindruckt.» Umso mehr freut ihn die - sehr zaghafte - Entwicklung, dass wieder mehr junge Mediziner sich für die Hausarztmedizin interessieren.

Jung und hoch motiviert

Zum Beispiel Stefan Langenegger, Mitte dreissig, ein grosser, schlanker Mann, leicht unrasiert, ohne Arztkittel. Er untersucht eine hochbetagte Frau, die mit ihrer Tochter in die Sprechstunde gekommen ist, sie geht am Stock und hat zunehmend Mühe, sich alleine zu Hause zurechtzufinden. Ihr Arzt redet langsam und deutlich mit ihr, aber ohne Herablassung. Das Neonlicht fällt bleich auf sein schmuckloses Behandlungszimmer, draussen friert das Zürcher Seebach-Quartier. Der Arzt gibt der Patientin eine Vitamin-B12-Spritze, verabschiedet sich von ihr und ihrer Tochter, setzt sich hin und erzählt davon, wie gerne er Hausarzt ist.

Langenegger gehört der Vereinigung Junger Hausärztinnen und -ärzte Schweiz an, die sich die schwer auszusprechende Abkürzung JHaS gegeben hat. Sie wurde 2006 gegründet und bekommt immer mehr Zulauf; an jedem Kongress, den die Vereinigung organisiert, nehmen mehr Leute teil, die Mitglieder werden immer häufiger zu Vorträgen eingeladen und über ihren Beruf befragt. Das sei eine «gute Gruppierung mit hoch motivierten jungen Ärzten», sagt Thomas Rosemann, Professor für Hausarztmedizin an der Universität Zürich. «Anfangs hat man uns noch belächelt», sagt Langenegger. «Inzwischen sind wir interessant geworden. Es wird allen bewusst, dass es uns braucht.»

Warum sie lieber als Hausarzt arbeiten, hört man auch von anderen immer wieder, die man zu ihrem Beruf befragt. Es ist eine sich verstärkende und ergänzende Reihe von Gründen, die vor allem für junge Mediziner attraktiv ist.

Freiheit. Anders als in einem Spital ist man keiner Hierarchie unterworfen. Man kann über die Behandlung eines Patienten selber entscheiden, im engen Kontakt mit ihm natürlich, ohne dass andere dreinreden. Man kann auch Fachkollegen beiziehen, wenn das nötig wird.



«Es wird allen bewusst, dass es uns braucht»: Stefan Langenegger, Hausarzt in Zürich-Seebach. Fotos: Samuel Schalch



«Wir sind in gewisser Weise sogar ein erweiterter Teil der Familie»: Franziska Morger, Hausärztin in Bassersdorf.

Sie wurden belächelt, inzwischen sind sie interessant.

Hausärzte behandeln 95% aller Fälle abschliessend.

Auch sei es als Hausarzt leichter, in einer Praxisgemeinschaft Teilzeit zu arbeiten, hört man verschiedentlich; das sei vor allem in jungen Beziehungen und Familien wichtig. Dass die Praxisgemeinschaften stark zunehmen, hat mehrere Gründe, soziale und auch wirtschaftliche: Man bleibt nicht alleine, hilft einander aus, teilt sich die Mitarbeitenden. Und kann sich die teuren medizinischen Geräte zusammen eher leisten.

Vielfalt. Hausärzte behandeln 95% aller Fälle abschliessend, das ist statistisch erwiesen; also müssen relativ wenige Patienten an Fachkollegen zur genaueren Überprüfung überwiesen werden. Der Spardruck ist viel kleiner als im Spital, man ist auch freier bei der Ferienwahl. Spezialisten sind in ihren Fächern hochkompetent, Hausärzte haben ein breites Wissen nötig und müssen sich, wie auch ihre Fachkollegen, ständig weiterbilden. Ausserdem können sie von den Erfahrungen profitieren, die sie selber in den Spitälern gemacht haben. Anders als in Ländern wie Deutschland oder Italien haben

Hausärzte viele Kompetenzen. Sie nähen, röntgen, gipsen, schienen, operieren, machen ein EKG, prüfen die Lungenfunktion, behandeln Diabetes, bekommen es mit Mehrfacherkrankungen zu tun, eingeschränkter Nierenfunktion, psychosozialen Problemen. «Von 100 Fällen mit Brustschmerzen», sagt Thomas Rosemann, der Professor, «muss nur einer wegen Herzproblemen zum Kardiologen.» Ausserdem kostet ein Notfall beim Hausarzt dreimal weniger als in einem Spital.

Nähe. Anders als zum Beispiel Chirurgen, welche die meisten Patienten nach der Operation nur noch zur Nachkontrolle sehen, begleiten Hausärzte ihre Patienten oft das halbe Leben lang. Sie kennen ihre Biografie, ihren Charakter, ihre Schwächen, ihren Umgang mit Schmerzen und Krankheiten. Sie haben oft mehr Zeit, mit ihren Patienten zu reden, ihre Körper zu untersuchen. Der Hausarzt arbeitet nicht nur als Arzt, er ist auch Therapeut, Pfarrer, Witwenröster; die Hausärztin bietet sich auch als Eheberaterin, Familientherapeutin, Gesprächspartnerin an. «Wir sind Ärzte, Berater, Vertrauenspersonen, Lebensbegleiter, in gewisser Weise sogar ein erweiterter Teil der Familie», sagt Franziska Morger, eine Hausärztin, die in Bassersdorf eine Einzelpraxis führt.

Heiter, überraschend, tragisch

An diesem Nachmittag hatte sie eigentlich Zeit für Administratives eingeplant, macht aber einen Hausbesuch bei einer 85-jährigen Seniorin. Seit dem Tod ihres Mannes lebt diese alleine in einer Mietwohnung am Stadtrand. Familienbilder hängen an der Wand, Häkeleien, Glückwunschkarten der Enkel. «Beide Beine spinnen ein wenig», sagt die Patientin, vor allem sind die Beine stark angeschwollen. Oft ist sie so müde, dass sie am Morgen ins Bett zurückkehrt. «Gott trägt dich jeden Tag», steht an der Wand. Man merkt trotzdem, dass sie sich einsam fühlt. Die Ärztin verschreibt ihr Plaquenil, Dafalgan, Calcium, Cipralex, Novalgin, Aspirin und Pantoprazol. Es wird einem schon vom Zuhören schwindlig. Herauszufinden, was ein Patient braucht und was man absetzen sollte: Auch diese Abwägung, sagt die Hausärztin, sei ein wichtiger Teil ihrer Arbeit.

Auch Franziska Morger hat ihre Patienten und Patientinnen gern, weil sie deren Geschichte kennt. Manchmal klingen diese erheiternd - wie zum Beispiel die Patientin aus dem Baltikum, die jedes Mal unspezifische Beschwerden entwickelt, wenn die Schwiegermutter zu Besuch kommt. Manchmal nehmen die Geschichten eine überraschende Wende - etwa bei jenem Mann, der sich von seiner Ehefrau scheiden liess und einen anderen Mann heiratete. Und manchmal bekommen die Geschichten etwas unlösbar Tragisches wie im Fall eines Patienten, der seiner Hausärztin gestand, dass er pädosexuelle Empfindungen verspüre. Der Mann verbietet es sich, die Neigung auszuleben, und leidet stark an ihr.

Sehnsucht nach den Experten

Das grösste Problem für die jungen Hausärzte sind nicht ihre Fachkollegen, nicht der Lohn, nicht die Überlastung, nicht die Krankenkassen oder der Tarmet-Tarif. Sondern es sind jene, die sie am meisten schätzen: ihre Patientinnen und Patienten. Wegen der zunehmenden Spezialisierung von Fachärzten, deren Fälle auch die Arztserien und die überbordenden Ratschläge im Internet inspirieren, tendieren immer mehr Patienten zur Überschätzung ihrer Symptome. Sie halten ihre Krankheiten für interessanter, also komplexer, als sie sind. Wer Bauchweh hat, will eine Darmspiegelung. Wer schwerer atmet, denkt an Herzinfarkt. Wer das Datum grad nicht weiss, fürchtet sich vor Demenz.

Die meisten fürchten sich vor dem Tod. Das Leben ist eine tödliche Krankheit. Dagegen kann der Hausarzt nichts machen. Der Hirnchirurg aber auch nicht.